

Vier Schulhäuser im Thuner Westquartier Zur Architekturgeschichte der Schulanlage im 20. Jahrhundert

Matthias Walter¹

Im verbreiteten architekturgeschichtlichen Interesse stehen Schulhäuser noch immer weit hinter Kirchen- oder Schlossbauten zurück. Verständlich, denn die Bauaufgabe ist streng genommen erst etwa 180 Jahre alt. Sie vermittelt uns aber wie kaum eine andere ein umfassendes Bild architektonischer und pädagogischer Bestrebungen ihrer Entstehungszeit. Als bedeutende gesellschaftliche Kulturspiegel sind es die Schulbauten wert, neu entdeckt zu werden, gerade weil uns die eingehende Kenntnis des Betriebs und die Erinnerungen an eigene Lehrstätten das theoretische und praktische Verständnis der Bauwerke leicht begreifbar machen.

Blieben die Anforderungen an den Schulbau in den Grundfesten bis heute dieselben, so entstanden mit den Jahrzehnten dennoch Gebäude unterschiedlichster Erscheinungsbilder. Anhand von vier gelungenen und zeittypischen Thuner Schulhäusern lässt sich die Entwicklung der Baugattung vor dem Hintergrund des kulturellen Klimas schlaglichtartig nachvollziehen. Die Bauten zeigen ausserdem auf, inwiefern die grossen Namen der Architekturgeschichte auch auf unsere guten Durchschnittsbauten eingewirkt haben. So qualitativ die Thuner Anlagen sind, so waren sie keine bahnbrechenden Weltneuheiten, sondern sind als typische, den Verhältnissen angepasste Ergebnisse der Beschäftigung mit jeweils aktuellen Themen zu betrachten.

Obwohl die Gebäude für verschiedene Schulstufen geplant wurden, sind ihre Anlage und Architektur vor allem vom herrschenden Geist ihrer Bauzeit abhängig und nicht ausdrücklich den spezifischen Stufen angepasst (die inzwischen ohnehin geändert haben). Die Bauwerke entstanden zwischen 1907 und 1975 in regelmässigen Zeitabständen und stehen alle im Westquartier, das im 20. Jahrhundert aufgrund des flachen Terrains und seiner Zentrumsnähe ein beständiges Bevölke-

¹ *Der Aufsatz basiert auf Inhalten, die während der von der Denkmalpflege des Kantons Bern organisierten Schulhausführung vom Juni 2010 durch Andrea Zellweger und Matthias Walter vermittelt wurden. Der Verfasser dankt Maya Hürlimann-Zumbrunn, Stadtarchiv Thun, Beat Gassner, Architekt, sowie Andrea Zellweger und Robert Walker, Denkmalpflege des Kantons Bern, für ihre freundlichen Hilfeleistungen.*

rungswachstum verzeichnete.² Gleichzeitig sei der Artikel eine kleine Huldigung an den für Thun bedeutenden Architekten des Länggass-Schulhauses, Karl Müller-Wipf, der im vergangenen Jahr 101-jährig verstorben ist.

ANFORDERUNGEN AN DEN SCHULHAUSBAU: EINE KURZE VORGESCHICHTE

Von der Umgebung bis zur Ausstattung der Zimmer diente das Schulhaus seit jeher als Unterrichtsstätte zur Erziehung des Kindes. Diese Konstante umfasst allerdings viele einzelne, in der historischen Entwicklung unterschiedlich gewichtete Stränge: Bereits das Verständnis von Erziehung bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen strenger Züchtigung und liebevoller Förderung, und der Zwiespalt zwischen «Lernfabrik» und «Heimstätte» begleitet die Geschichte der Schulhausarchitektur und der damit verbundenen Pädagogik ununterbrochen.

Die humanitäre Forderung nach angenehmem Aufenthalt sowie Spiel und Natur zur Lusterweckung ist bereits für das 17. Jahrhundert belegt. Auch Heinrich Pestalozzis Ideal der Schulwohnstube im frühen 19. Jahrhundert war von der Vorstellung geleitet, dass räumliches Wohlgefühl die Entwicklung der Kinder positiv beeinflusse.³ Die Umsetzung solcher Forderungen gestaltete sich im 19. Jahrhundert allerdings schwierig. Als der Schulhausbau nach der Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1831 zur amtlichen Aufgabe wurde,⁴ erstellte man häufig einfache biedermeierliche Nutzbauten in der Art grosser Bürgerwohnhäuser, so in Thun 1842–46 das Schlossbergschulhaus. Die damaligen Schulen im Thuner Bälliz und am Rathausplatz waren dagegen in Gebäuden untergebracht, die ursprünglich anderen

² *Es wird darauf verzichtet, die lokalgeschichtlichen Einzelheiten zu den Bedürfnissen neuer Schulbauten darzustellen. Den Ausgangspunkt für sämtliche Neubauten bildeten letztlich Bevölkerungswachstum und Platzknappheiten. Zur Thuner Schulgeschichte vgl. Trepp, Martin, 100 Jahre Progymnasium Thun 1838–1938 (Festschrift zur Jahrhundertfeier). Thun 1938, oder Frank, Martin, Die älteste Thuner Schule im Wandel. Festschrift zur Erinnerung an die Einweihung des Progymnasiums im Jahre 1838. Thun 1988.*

³ *Luley, Michael, Eine kleine Geschichte des deutschen Schulbaus vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main 2000, S. 14.*

⁴ *Schneeberger, Elisabeth, Schulhäuser für Stadt und Land. Der Volksschulhausbau im Kanton Bern am Ende des 19. Jahrhunderts. Bern 2005, S. 15. Hier auch zur Architekturgeschichte und zu den gesetzlichen, hygienischen und pädagogischen Vorgaben im 19. Jahrhundert.*

Zwecken gedient hatten, und die Unzulänglichkeiten der lärmenden Umgebung und der hygienischen Probleme waren symptomatisch für das allgemein schwach entwickelte Sozialsystem der Zivilisation.⁵



Abb. 1: Das Thuner Aarefeld-Schulhaus, erbaut 1876/88 nach Entwürfen des Thuner Architekten Josef Merz, stellte durch seine symmetrische Anlage, die Eckquaderungen, hohe schmale Fenster und einen tempelartigen Dreieckgiebel vor allem im repräsentativen Sinn «grosse Architektur» dar und war damit für Thun ein Statussymbol für das Bildungswesen. Der Bau wurde 1999 abgebrochen (Stadtarchiv Thun, Sammlung Zimmermann).

Das Aarefeld-Schulhaus schuf 1876 Platz in der Not, ein typischer Historismusbau im Stil der Neorenaissance (Abb. 1), abgeleitet von der damals beispielhaften Anlage des Zürcher Polytechnikums des Architekten Gottfried Semper. Prägend war dabei das repräsentative Schema des Palastbaus. Spezifische Bestrebungen für das Wohlbefinden des Kindes spielten keine wesentliche Rolle, Unkundige hätten den Bau kaum als Schulhaus identifiziert. Solche Zustände, allen voran der äusserliche Primat des Baustils für Repräsentationsgesten, entsprachen den praktischen und ästhetischen Bedürfnissen des jungen 20. Jahrhunderts nicht mehr. Mit der Höherbewertung der sozialen Frage und

⁵ «Die Räumlichkeiten [...] entsprechen weder in Bezug auf Beleuchtungsfläche, Bodenfläche, Luftraum noch in Bezug auf die Beschaffenheit der Wände und Decken nur den bescheidensten hygienischen Vorschriften». Vgl. Bericht des Spezialausschusses für die Erstellung eines neuen Schulhauses z.H. des Gemeinderates. Thun 1901, S. 1–2, S. 8 (Stadtarchiv Thun, Akten zur Mädchen-Sekundarschule).

im Gleichschritt mit Verbesserungen im Wohnungsbau sollten funktionale Mängel überwunden und damit die Bauprogramme von Grund auf neu angepackt werden.

DAS PESTALOZZI-SCHULHAUS ZWISCHEN BÜRGERLICHER REPRÄSENTATION UND FREUNDLICHER HEIMSTÄTTE

Das 1907–09 vermutlich nach Plänen des Thuner Baugeschäfts Grütter & Schneider errichtete Pestalozzi-Schulhaus ist ein imponierender Bau, der durch massive Volumen und das weithin sichtbare Uhrtürmchen dem damaligen Anspruch gerecht wird, ein Identität stiftendes Zentrum zu schaffen.⁶ Kurz nach 1900 etablierte sich eine neue bürgerliche Architektursprache, die Reformarchitektur, in der fern von einem Abklatsch fürstlicher Bauten vermehrt Wohnhausqualitäten wie Dach, Erker und Treppenhaus als prägende gestalterische Mittel in den Entwurf verarbeitet wurden. Mehr als in der schillernden Fin-de-siècle-Stimmung war das bürgerliche Leben auf Familiensinn, Gesundheit und Charakterstärke ausgerichtet. Die grosstädtischen Zustände und die glamouröse Aufschneiderei in Architektur, Klei-

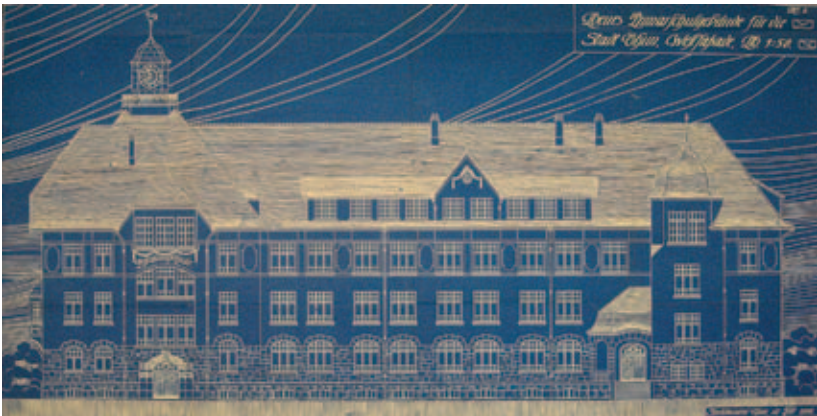


Abb. 2: Pestalozzi-Schulhaus. Der heimisch anmutende Bau bringt trotz repräsentativer Gestaltung primär die differenzierten Grundfunktionen des inneren Organismus zum Ausdruck: Gliederungselemente sind Treppenturm, überdachte Eingänge, Rektorenzimmer im Erker (ganz links) und breite gruppierte Fenster. (Blaupause 1908 im Stadtarchiv Thun, Foto Matthias Walter).

⁶ Das Pestalozzi-Schulhaus wurde bereits in dieser Hefreihe besprochen, s. Walter, Matthias, *Die Thuner Architekten Grütter & Schneider und ihre Zeit*, in: *Schloss Museum Thun, JB 2009*, S. 33–44.

dung und Betragen wurden kritisiert und dagegen auch im urbanen Kontext mehr Wert auf Verwurzelung sowie ländliche und «wahre» Qualitäten gelegt.

Diese reaktionäre Bewegung lässt sich am Pestalozzi-Schulhaus ablesen: Bereits der Baukörper ist besonders durch seinen breiten Kopfbau bewusst asymmetrisch, mit damaligen Worten «malerisch» gestaltet. Asymmetrische Architektur genoss im frühen 20. Jahrhundert viele Vorzüge: Sie wurde städtebaulich mit funktional und sachlich durchdachten Konzepten gleichgesetzt und distanzierte sich als bürgerlich-demokratische Grundhaltung von jeglichem kasernenhaften oder monarchistischen Schematismus. Auf malerischen Entwurfsgrundlagen basierte auch das englische Wohnhaus, das um 1900 in Mitteleuropa zum einflussreichen Idealtyp einer moralischen Architekturauffassung wurde. Auf dieser Basis einer «organischen» Entwicklung des Bauwerks aus den inneren Bedürfnissen heraus wurden auch die Schulbauten entworfen und schliesslich zu vielgeschossigen Stadtmonumenten gesteigert. Trotz der Grösse und Formenvielfalt verleiht die einheitliche Rhythmisierung dem Gesamtbau eine ruhige sympathische Wirkung. Auf diese Weise wurde – letztlich nach dem Vorbild wenig älterer Schweizer Schulbauten – am Pestalozzi-Schulhaus die Funktion mit einer freundlich-zweckmässigen Repräsentation in Einklang gebracht (Abb. 2).



Abb. 3: Pestalozzi-Schulhaus. Mit zahlreichen wohlgestalteten Details und ihren Themen wird den Kindern Erlebnis- und Anschauungsunterricht geboten. Die handwerkliche Bearbeitung des Steins und Schmiedeeisens kann nachvollzogen werden. Foto 2009 (Andrea Zellweger).

Nicht zufällig wurde Heinrich Pestalozzi für die Namensgebung in Anspruch genommen: Seine humane und persönlichkeitsfördernde Pädagogik erhielt mit dem Individualismus um 1900 wieder Auftrieb und ist, verknüpft mit baukünstlerischen Zielen, im Schulhausbau besonders spürbar. Die hohen Ziegeldächer, das Uhrtürmchen, die überdachten Vorhallen und die vielfältigen Bauskulpturen konstruieren eine Atmosphäre heimischen Wohlgefühls. Die Bauweise entspricht den Traditionen, die in bürgerlicher und bäuerlicher Baukunst verankert sind. Die dargestellten Tiere und Pflanzen sind nicht exotisch, sondern kommen im Umland vor. Als Begegnung mit dem

Heimischen ist auch die Alpenkulisse mit einbezogen, die von jedem Schulzimmer aus bestaunt werden kann. So war der Schulaufenthalt von Kunst, Natur und Entdeckungsobjekten durchtränkt, die liebge-
wonnen werden sollten und Identität vermittelten. Ebenso kompensierten sie im Neubauquartier die natürlich gewachsene kleinstädtische Vielfalt rund um das Schulhaus herum (Abb. 3).

Bedeutend mehr Arbeit als in den Jahrzehnten zuvor wurde auch für hygienische Belange aufgewendet: Bad und Toilette waren damals in manchen Wohnhäusern noch keine Selbstverständlichkeit. Viele Kinder kamen ungewaschen zur Schule und wurden zuhause noch gar nicht in Körperpflege erzogen. Wurde bereits im Aarefeld-Schulhaus die Einrichtung von Brausebädern (Duschen) als Notwendigkeit erkannt, ist im Pestalozzi-Schulhaus zudem auf jeder Etage ein von schönen Keramik-
kacheln umgebenes Waschbecken installiert (Abb. 4).

Eine Vorreiterrolle spielte das Pestalozzi-Schulhaus mit seiner beige-
sellten Turnhalle: 1901 wurde in Thun explizit verlangt, dass der nächste Schulneubau eine Turnhalle erhalten müsse. Seit 1894 bestand auch ein Gesetz für Turn- und Spielplatzobligatorium, zumal das Spiel im Hinblick auf Ausdauer, Mut und Beharrlichkeit (typisch «reformerische» Charakterstärken) hoch eingeschätzt wurde.⁷ Diese Konzepte fügen sich ein in das Programm des reichhaltigen, soliden und Präsenz markierenden Schulhauses, das in einem kunstfreundlichen Rahmen zahlreiche Aufenthaltsmöglichkeiten und Bilder vermittelt und der 1901 gestellten Forderung nachkommt, «der Jugend [...] eine Stätte zu bereiten, die eine möglichst vollkommene Entfaltung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte, ihrer leiblichen und seelischen Eigenschaften wesentlich erleichtert» (Abb. 5).



Abb. 4: Pestalozzi-Schulhaus. Waschbecken in Form eines Wandbrunnens, gestaltet in Anlehnung an Arbeiten des Lörracher Künstlers Max Läger (1864–1952). Grosse Korridore und fliessendes Wasser in jedem Stock waren um 1910 noch eine Neuheit, und die Keramik-
kacheln, geradezu ein Symbol der Hygiene, sollten mit ihrer Buntheit auffallen und dadurch zur Reinlichkeit erziehen. Foto 2006 (Matthias Walter).

⁷ Schneeberger (wie Anm. 4), S. 25–31.

⁸ Bericht des Spezialausschusses (wie Anm. 5), S. 18.



Abb. 5a+5b: Pestalozzi-Schulhaus. Dass auch die Turnhalle in ihrer äusseren Erscheinung einem Wohnhaus ähnelt, unterstreicht die Bedeutung der damaligen Heimatbewegung. Typisch für die Bemühungen um die spezifische Identifikation von Gebäuden sind die einfallsreichen Schmiedearbeiten von Sportgeräten an den Türgittern. Blaupause 1908 im Stadtarchiv Thun, Foto Matthias Walter, Foto 2009 (Andrea Zellweger).

GEMÄSSIGTE ENTSCLOSSENHEIT ZUR MODERNE: DAS PROGYMNASIUM

Für den Bau des Progymnasiums, seit 1923 vor allem durch Schulvorsteher Martin Trepp eifrig befürwortet, wurde 1925 ein kantonsweiter Wettbewerb ausgeschrieben, den der Berner Architekt Ernst Balmer unter 63 Einsendern gewann.⁹ Auf den ersten Blick wirkt der 1928–30 auf der Ittenmatte gegenüber dem Pestalozzi errichtete Bau völlig anders als sein älterer Nachbar: Das flache Turmdach, die strengere Horizontalgliederung der verputzten Mauerwerkfassaden und die stilisierte Ornamentik sprechen eine andere Sprache: «Es [...] bietet für den kleinsten Bauaufwand den grösstmöglichen Bauwert. Der Bau ist kein sogen. Prachtsbau, er wirkt im Gegenteil durch seine Einfachheit monumental»¹⁰ (Abb. 6). Die Organisation und deren Baugruppierung unterscheiden sich jedoch nur unwesentlich vom Pestalozzi-Schulhaus: Der Grundriss, der lange Klassentrakt und die Kulmination des Baukörpers in einem turmartigen Kopfbau sind beiden Schulbauten gemeinsam, wobei der Turm des Progymnasiums nebst dem Treppen-

⁹ Schweizerische Bauzeitung 87 (1925), S. 34f.

¹⁰ Botschaft des Stadtrates für die Gemeindeabstimmung am 11. September 1927, S. 5 (Stadtarchiv Thun).

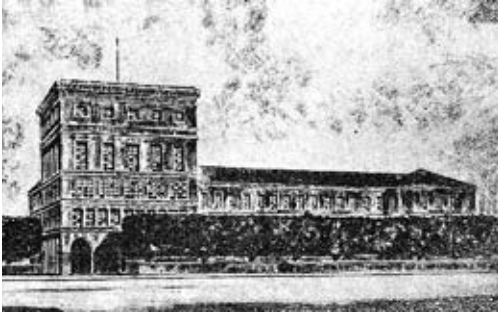


Abb. 6a+6b: Pro gymnasium: In Balmers Wettbewerbsentwurf von 1925 wirken die Reduktion der Baukörper auf ihre kubische Masse sowie die Tendenz zu Regelmässigkeit und Einheitlichkeit stärker als in der Ausführung. Seit dem Umbau von 1992 mangelt es dem heutigen Erscheinungsbild an den feinen ursprünglichen Fenstersprossen, denn trotz der Beharrlichkeit der Architekten entschied man sich für eine grossflächigere Verglasung mit groben Metallabdeckungen. Dies führte zu einer Verletzung der gesamten Massstäblichkeit, die auf ästhetischer Ebene ähnlich schwer wiegt, wie wenn einem Menschengesicht die Augen unter Verlust der Pupillenstruktur zu einer dunklen Einheitsfläche gestampft würden. (Schweizerische Bauzeitung 87 (1926), S. 33), Foto 2010 (Matthias Walter).



Abb. 7a+7b: Vergleich von Universität Zürich (links) und Pro gymnasium Thun (rechts): Anlage und Massengruppierung mit dem rhythmisierten Längstrakt und dem Kontrapunkt des Turms entspringen noch dem malerischen Empfinden der Reformarchitektur des frühen 20. Jh. Diese zunächst in England und Nordamerika gepflegte Entwurfsidee für asymmetrische Baukörper bestimmt auch den Bau der Universität in Zürich (Karl Moser und Robert Curjel, 1911–1914) und drang weit ins moderne Bauen hinein. Architekt Balmer reduzierte zwar Formen und Dächer, bezog sich ansonsten aber unübersehbar auf die Zürcher Anlage mit ihrem kräftigen städtebaulichen Vertikalakzent, der Arkadenvorhalle (vgl. Abb. 6) und dem bahntypisch verglasten Treppenhaus. (Aus: Hildebrand, Sonja und Oechslin, Werner (Hrsg.), Karl Moser. Architektur für einen neuen Zeit, 2 Bde., Bd. 1, Zürich 2010, S. 35), Foto 2009 (Andrea Zellweger).

haus, Spezialräumen und Toiletten hier auch eine Aula und einen Lift aufnimmt. Die unverkennbare Präsenz dieses Turmes in mehreren Strassenachsen, die wie Zielgeraden auf ihn führen, spricht indessen für die verstärkt von den Verkehrsadern ausgehende städtebauliche Konzeption: Die technischen Fortschritte waren von Bewegung und Tempo bestimmt, das Auto eroberte sich seinen Platz in höheren Mittelschichten, und der Baukörper sollte in seinen Qualitäten bereits durch flüchtigere Blicke erfahrbar werden.

Wie sehr man von der Strasse aus plante, bezeugen schon die Kennworte der beiden bestprämierten Wettbewerbsprojekte: «Im Blickpunkt der Strassen», «Ecklösung». Einen axialsymmetrischen Bau – solche waren um 1925 nicht selten – hielt Balmer an dieser Stelle für deplaziert, also griff er mit der zeichenhaften Geste des Turmes auf ein Schema zurück, das in der malerischen Reformarchitektur verwurzelt war (Abb. 7). Die konsequente architektonische Moderne entsagte diesen Traditionen und zielte auf Flachdach-Anlagen mit möglichst schlüssigen Baukörper- und Raumdurchdringungen. So verfuhr auch der bedeutende holländische Architekt Mart Stam (1899–1986, 1926 Entwickler der Freischwinger-Stahlrohrmöbel), der 1925 im Thuner

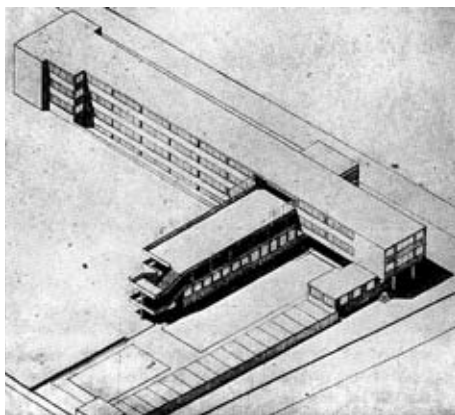


Abb. 8a+8b: Zwei weitere Entwürfe für das Thuner Progymnasium verdeutlichen das enorme Spannungsfeld zwischen Heimatstil und Moderne um 1925: Links der im Wettbewerb zweitplatzierte Entwurf von Lori & Dubois aus Biel mit hohem Gerschilddach, rechts der progressive Gegenentwurf des Holländers Mart Stam. In enger Anlehnung an das damals entstehende Dessauer Bauhaus arbeitet Stam mit aufgeständerten Kuben und deren Verschachtelung, gelangt zu zahlreichen besonnten und beschatteten Freiluftflächen und maximiert den Lichteinfall durch grosse Fensterbänder (Schweizerische Bauzeitung 87 (1926), S. 35; Oechslin, Mart Stam (wie Anm. 11), S. 67).

Architekturbüro von Arnold Itten angestellt war und dort einen hochmodernen Gegenentwurf für das Progymnasium ausarbeitete, um seine avantgardistische Position zu bekräftigen (Abb. 8).¹¹

Balmer indes schwankte noch zwischen malerischen und funktionalistischen Polen und verharrte teilweise in den Themen repräsentativer, ja klassizistischer Architektur motive (Abb. 9), die allerdings mit ihrer Diszipliniertheit und Klarheit eine zur modernen Haltung vergleichbare Ästhetik verfolgten. Auch der ökonomisch gestaltete Längstrakt vermittelt jene Sachlichkeit und Sparsamkeit, die der luxuriösen und gefühlsbetonten Vorkriegszeit entgegengesetzt wurde: Für die grossen Schulhaus-Entwürfe der 1920er-Jahre lag das Qualitätskriterium vielmehr in der seriellen Klarheit und in ausgewogenen übersichtlichen Gebäudemassen.¹² Das moderne Verständnis von Sachlichkeit setzte diese Konsequenz fort und strebte nach dauerhaften und internationalen Werten, die sich in den geometrisch simplen, «objektiven» Volumen manifestieren und die Höherbewertung des Inhalts gegenüber der Form betonen wollten.¹³ Entspre-



Abb. 9: Die grossräumige ebenerdige Bogenvorhalle des Progymnasiums mit Natursteinpfeilern, die dekorative Bandornamentik darüber, die kunststeinernen Gurtgesimse und auch der Fries unter dem Turmdach verraten ein klassisches Verständnis der Baukörpergliederung. Im Skulpturenfries von Marcel Perincioli und Otto Münch sind Themen wie Kinderköpfe und Tiere anzutreffen, jedoch in abstrakteren, geometrisierten und schärferen Formen, wie sie den damaligen Kunstrichtungen von Expressionismus, Kubismus und Art déco gemeinsam waren. Foto 2010 (Matthias Walter).

¹¹ Mart Stam hatte Arnold Ittens etwas altväterische Projektidee zeichnerisch auszugestalten und fasste seinen Gegenentwurf (der nicht eingereicht wurde) primär als Manifest auf, das er 1926 in der holländischen Bauzeitschrift «Het Bouwbedrijf» publizierte. S. Bürkle, J. Christoph, Mart Stam – Wege zur elementaren Architektur, in: Oechslin, Werner (Hrsg.), Mart Stam. Eine Reise in die Schweiz 1923–1925, Zürich 1991, S. 66/67.

¹² Ähnlich lautete auch das Lob der Jury über Balmers Wettbewerbsprojekt, s. Schweizerische Bauzeitung 87 (1925), S. 34. Darin sind aus dieser Zeit die Neue Kantonschule Winterthur (1922) und das Gymnasium Bern-Kirchenfeld (1923) vergleichbar.

¹³ Eine Bewegung gegen den romantischen Individualismus setzte bereits vor 1910 ein und verstärkte sich nach dem Ersten Weltkrieg zusehends. Zur Entwicklung der Architektur vgl. Muthesius, Hermann, Über den Individualismus in der Architektur, in: Schweizerische Bauzeitung 80 (1922), S. 123–126.

chend spürbarer ist hier die «Lernfabrik», ein Vergleich, den damals auch Mart Stam und Le Corbusier durchaus im positiven Sinn unterstützt hätten.

Der Einbezug von Kunst und Natur kam deshalb nicht zu kurz, sondern die Baumreihen und Rasenflächen bildeten einen wichtigen Bestandteil des Baugedankens. Auch Bildhauerarbeiten und Farben gehörten zum künstlerischen Programm. Die Farbe, die am Pestalozzi-Schulhaus vorwiegend in Erdtönen die Baukörper belebt, fehlt zwar am Äusseren des Progymnasiums weitgehend, doch diese Zurückhaltung sollte im Inneren umso kräftiger aufgewogen werden: In dunklem Rot sind die Eingangsvorhallen gefasst, die Wände der Korridore sind gelb gestrichen, die Pfeiler des Treppenhauses blau und die Treppengeländer rot. Diese flächig eingesetzten Primärfarben entsprachen dem elementaren Denken der Zwischenkriegszeit und wurden insbesondere von der holländischen De-Stijl-Bewegung und dem Bauhaus gefördert. In Anlehnung daran war ursprünglich jedes einzelne Zimmer des Progymnasiums in einem anderen Farbton gefasst.¹⁴ Die Grösse der Klassenzimmer wurde der (gegenüber Primarklassen wesentlich kleineren) Schülerzahl angepasst, den 48–54 Schülern pro Klassenzimmer im Pestalozzi-Schulhaus standen hier gerade mal 30 gegenüber.¹⁵

Neuerungen kamen im Organismus für den Schulbetrieb auf: Bislang fehlten zumeist grössere Säle oder aber sie wurden in ein Dachgeschoss hineingepresst. Hier nimmt der Turm in aussichtsreicher Lage eine Aula auf, die an ihren hohen Fenstern erkennbar ist. Auch die Abwartwohnung (heute: Facility-Manager-Wohnung) gewann an Ehre: Nachdem sie im 19. Jh. oft in einem kleinen Dach- oder Kellergeschoss und noch im Pestalozzi-Schulhaus in 3 Zimmern ohne Südfenster untergebracht war, wurde sie hier ins oberste Turmgeschoss verlegt.¹⁶ Trotz relativ grosszügiger Bemessung bei der Erbauungszeit

¹⁴ Dieses Konzept konnte bei der Restaurierung 1992 nicht wiederhergestellt werden. Vgl. *Umbau und Renovation Sekundarschule Progymatte 1990–1992*. Thun 1992, S. 5.

¹⁵ Die Fenster wurden gegenüber dem Wettbewerbsprojekt verbreitert und es fielen dafür nur zwei anstelle von drei Fenstern auf ein Klassenzimmer. Die Räume wurden allerdings bei der letzten Sanierung wieder von den ursprünglich 46m² auf 70 m² vergrössert, so dass heute drei Fensterachsen auf ein Schulzimmer entfallen. S. *Umbau und Renovation 1992* (wie Anm. 14), S. 3–11.

¹⁶ Architekt Balmer setzte sich damit über die Wettbewerbsvorgaben hinweg, die noch das Kellergeschoss für die Abwartwohnung vorsah. Vgl. *Schweizerische Bauzeitung* 87 (1925), S. 34.

musste der Bau 1961 um einen unauffälligen Quertrakt im Südwesten erweitert werden, doch die Straffheit der Baukörper prägt die heutige Oberstufenschule «Progymmatte» nach wie vor.

DIE SEKUNDARSCHULE LÄNGASSE ALS KINDGERECHTES PARADIES IM STÄDTISCHEN GRÜNEN

Die 1952–54 vom Architekten Karl Müller-Wipf (1909–2010) und seinem Mitarbeiter Hans Bürki erbaute Mädchensekundarschule in der Länggasse (MST) ging aus einem Wettbewerb vom November 1950 hervor, zu dem acht Thuner Büros eingeladen worden waren. Müller-Wipfs Bauprojekt, aus Sicht der Jury den übrigen weit überlegen, kam auf das Areal der ehemaligen Pension Itten zu stehen, wofür auch das alte Stammhaus geopfert werden musste.¹⁷ Die Anlage gehorcht anderen Prinzipien als die beiden zuvor besprochenen Schulbauten, die nach einer dominanten formalen Wirkung im Stadtbild streben: Der gesamte Komplex gebärdet sich unauffällig, ist niedriger und von Strasse abgekehrt (Abb. 10), um deren Lärm- und Gefahrenpotenzial einzuschränken. Zum Massstab wird das Kind; dem «romantischen Lebensanreiz» (Wilhelm von Gonzenbach) der umgebenden Natur ist noch mehr Platz eingeräumt worden. In der kinderreichen Nachkriegszeit, als Behörden um der Sparsamkeit willen häufig allzu billigen Lösungen verfielen, bekannte sich 1950 auch Architekt Müller-Wipf zur Wichtigkeit und Förderung einer wohligen Atmosphäre, die trotz grösseren Aufwands nicht unterschätzt



Abb. 10: Aus der Vogelperspektive überblickt man die weit verzweigte Anlage der Sekundarschule Länggasse mit ihrem leicht gewinkelten Längstrakt. Ein Laufgang führt zu Singsaal und Abwartswohnung und durchschneidet den begrünten Pausenplatz, um diesen nicht zu leer wirken zu lassen. Auch die Turnhalle steht separat. Der Architekt beteuerte die bewusste Umgehung einer gestreckten Anlage, um das Kasernenhafte zu vermeiden. Die elegante Gelenkigkeit der Moderne, wie sie in Mart Stams Entwurf fürs Progymnasium auf die Spitze getrieben ist (vgl. Abb. 8), klingt hier ebenfalls nach (Der Neubau des Mädchen-Sekundarschulhauses 1954 (wie Anm. 24), Titelbild).

¹⁷ Die Platzfrage war lange diskutiert worden. Seit 1945 traten Lehrerschaft und Schulkommission für diesen Platz ein, während der Gemeinderat das billigere Grossniklausgut favorisierte, trotz seiner damals peripheren Lage und der empfindlichen Nähe zu Militärbetrieb, Friedhof und Krematorium. Erst durch eine Motion, eine Initiative und die darauf folgende Volksabstimmung 1950 konnten die Argumente für die Ittenmatte durchgesetzt werden (Stadtarchiv Thun).

werden dürfe, damit die Kinder mit Spiel und Arbeit in kindgerechter Umgebung heranwachsen.¹⁸

Diese Vorstellungen gewannen bereits kurz nach 1930 an Bedeutung und sind in der Länggass-Schule umgesetzt.¹⁹ Die niedrigen Mauerbrüstungen und die grossen Fenster erhellen nicht nur die Zimmer besser, sondern minimieren auch die Trennung zum Aussenraum, so dass beinahe das Gefühl einer Freiluftschule oder zumindest eine direkte Verbundenheit mit der Natur vermittelt wird. Die Freiluftschule, bereits kurz nach 1900 erfolgreich entwickelt, wurde seit etwa 1930 gerade als Protest gegen die «Lernfabriken» idealisiert: Sie «lehnt jene Unterrichtsmethode ab, die den Kindern einen mit Examenwissen so vollgestopften Schulsack aufbürdet, dass sie dadurch



Abb. 11a+11b: Links die Amsterdamer Freiluftschule für das gesunde Kind (1927–30 vom holländischen Avantgarde-Architekten Johannes Duiker): Das Prinzip der Freiluftschule dürfte samt seinem Betonskelett für die lichtdurchfluteten Schulbausysteme vorbildlich gewirkt haben. Auch in der Länggasse (rechts) öffnen sich die Innenräume mit ihrer entmaterialisierten Leichtigkeit gegen aussen. (Das Werk 51 (1964), S. 395). Foto 2009 (Andrea Zellweger).

¹⁸ Zuschrift von Karl Müller-Wipf, Hans Brechbühler, M. Jenny und W. Krebs, in: Schweizerische Bauzeitung 68 (1950), S. 274.

¹⁹ Ein wichtiger Markstein für die Schweizer Schulbaudebatte war die Ausstellung «Das Kind und sein Schulhaus» von 1933 und dessen Schrift, in denen ein Hygienik-Professor, ein Architekt und ein Schulleiter die neuen Prinzipien aus ihren Fachperspektiven übereinstimmend zusammenfassten. Der bedeutende Schweizer Architekt Werner Max Moser leistete darin mit Illustrationsmaterial guter Beispiele aus Deutschland, Holland und England gegenüber schlechten konservativen Beispielen wesentliche Überzeugungsarbeit. Alle Aufsätze erschienen auch in der Schweizer Erziehungs-Rundschau, s. Wilhelm von Gonzenbach, Werner Max Moser, Willi Schohaus, Das Kind und sein Schulhaus. Ein Beitrag zur Reform des Schulhausbaues (= Schriften zur Erneuerung der Erziehung, hrsg. von Willi Schohaus), Zürich 1933.

krumm und müde werden, und dann später oft versagen, wenn das Leben einmal selbst das Examen abnimmt».²⁰

Bereits die Zwischenkriegszeit erkannte, dass diese Freiluftschul-Prinzipien nicht nur für gesundheitlich geschwächte Kinder, sondern allgemein nützlich sind, um Ermüdungen, Haltungsschwächen oder Rachitis etc. vorzubeugen. Anlehnungen an deren Prinzipien (Hygieneförderung durch möglichst viel Sonne und Luft sowie zu Bewegung und Sozialverhalten lockender Aussenraum) waren erfolgversprechend und beeinflussten die Systeme neuer Normalschulen (Abb. 11).²¹ Der Verzicht auf «Mammutschulhäuser» sollte ausserdem die Aufteilung auf mehrere kleinere Schulanlagen und damit kürzere Wegstrecken für die Kinder begünstigen, gleichzeitig den mächtigen Schattenwurf auf umliegende Spielflächen (und damit mehr Schnee und Eis) vermeiden, dafür volle Lichtausnutzung gewährleisten sowie Spielwiesen und Schulgärten anstelle asphaltierter Schulhöfe fördern. Im Aussenraum des Schulhauses Länggasse wurde sogar eine leicht erhöhte Plattform mit Sitzbrüstung für den Aussenunterricht aufgebaut, denn «die lebendige Natur löst auch dem zaghafteren Schüler die Zunge».²²

Das Länggass-Schulhaus ist nicht mehr in der Art einer von der Strasse ausgehenden Blockrandbebauung mit Hochparterre konzipiert, sondern liegt abgerückt von der Strasse sozusagen auf freiem Feld. Das Parterre ist nicht erhöht, sondern ebenerdig und kommuniziert somit stärker mit dem Aussenraum, vermutlich indirekt angeregt durch das Ideal der aus England und Holland bekannten Erdgeschossanlagen.²³ Ausgehend von der Befürchtung, dass in der bebauten Stadt die Grünflächen allmählich verschwinden, gehen die Einzeltrakte mit

²⁰ Bronner, K., *Die Schweiz und die Freiluftziehung*, in: *Pro Juventute, Schweizerische Monatsschrift für Jugendhilfe (Heft Schulbaufragen und Freiluft-Erziehung)*, Jg. 34 (1953), S. 245–250.

²¹ *Gonzenbach/Moser/Schohaus 1933 (wie Anm. 19)*, S. 8–10, S. 69. Architekt Werner Max Moser kannte Johannes Duikers Freiluftschule (Abb. 11) und bildete sie als gutes Beispiel in der erwähnten Publikation ab.

²² *Triebold, Karl, Die Freiluftziehung gestern und heute*, in: *Pro Juventute (wie Anm. 20)*, S. 253–257, bes. S. 256.

²³ *Deren ökonomischen Vorteile hob Werner Max Moser mehrfach hervor: Wegfall von Treppenhäusern, niedrigere Korridore und damit zweiseitige Belichtung der Klassenzimmer möglich, nur eine Deckenlast, leichtere Erweiterungsmöglichkeit, einfachere Evakuierung bei Feuer und damit die Möglichkeit, vorwiegend mit preiswertem Holz zu bauen.* S. *Gonzenbach/Moser/Schohaus 1933 (wie Anm. 19)*, S. 59–63.

der umgebenden Natur einen verbindenden Dialog ein.²⁴ In der Verteilung der Trakte und deren Massstab schimmert auch die Idee der Pavillonschule durch, bei der die Funktionen in einzelne, maximal zweigeschossige Einzeltrakte aufgeteilt sind. Damit werden grosse Volumen prinzipiell vermieden und dafür die Möglichkeiten späterer Erweiterungen gewährleistet (Abb. 12).²⁵



Abb. 12: Der Kopfbau wurde bei der Sekundarschule Länggasse zu einem freundlichen Eingangspavillon zurückgebildet. Flankiert von Singsaal und Hauswartwohnung, holt der Pavillon die Kinder gleichsam an der Strasse ab und geleitet sie durch Tor und Freiluftgang in den Klassentrakt. Das zeittypische Türmchen kann mit seinen Zifferblättern von den meisten Klassenzimmern aus gesehen werden und verkörpert ausserdem ein Identitäts- und Baugattungsmerkmal.
Foto 2009 (Andrea Zellweger).

Mit den Mäuerchen, dem überdeckten Gang, den zahlreichen Gebäudewinkeln und ehemals auch einem Teich wurden zahlreiche «Örtchen» geschaffen, die zum Aufenthalt anregen. Entsprechend ist der Pausenhof nicht mehr umzäunt und sollte auch ausserhalb der Schulzeit allen Kindern als alltäglicher Lebensmittelpunkt zur Verfügung stehen. Vereinzelt, aber sehr zeittypische Theorien regten sogar ständig offene Schulzimmer an, die in der Freizeit ein zweites Zuhause gewähren und den Gemeinschaftssinn fördern sollten. So versuchte man auch asozialen Instinkten wie Neid und Schadenfreude unter den Kindern vorzubeugen, die durch die ständige individuelle Bewertung und Notenvergleiche verschuldet worden waren.²⁶

²⁴ Müller-Wipf, Karl und Bürki, H., *Der Baubericht*, in: *Der Neubau des Mädchen-Sekundarschulhauses 1954*, Thun (Einweihungsschrift), Thun 1954, S. 4.

²⁵ Luley (wie Anm. 3), S. 28. *Das System kam bereits im 19. Jh. für Krankenhäuser auf und sollte durch Abstände, kleinere Einheiten von besserer Belüftung und Belichtung Seuchen hemmen. Die Diskussionen für die Umsetzung im Schulbau blieben nicht aus, doch bis zur Architekturmoderne hatte das System hierzulande keine Chance gegen das repräsentative, Präsenz markierende Verständnis des Bildungshauses. – S. auch Empfehlungen in Gonzenbach/Moser/Schohaus 1933 (wie Anm. 19), S. 29.*

²⁶ Schohaus, Willi, *Schulbaufragen erzieherisch gesehen*, in: *Das neue Schulhaus. Ausstellung 1953 im Kunstgewerbemuseum Zürich*, S. 13. – Ders., *Schulgeist und Schulbänke*, in: *Gonzenbach/Moser/Schohaus 1933 (wie Anm. 19)*, S. 81–89.

Mehr Bewegungsfreiheit und körperliches Wohlbefinden der Kinder wurden bereits in der Zwischenkriegszeit befürwortet. Exemplarisch dafür steht auch das Treppenhaus mit seiner grosszügigen Ausweitung der Stockwerkfläche für den Pausenaufenthalt ausserhalb der Korridore. Für die Schulzimmer wurde vermehrt die Abkehr von den starren «Galeeren»-Bankreihen und damit dem frontalen, dozierenden Unterrichtsstil angestrebt. Stattdessen sollte flexibler handhabbares Mobiliar das Gespräch, gegenseitiges Helfen sowie die Bildung von Einzel- und Begabtengruppen fördern. Das bedeutete zwar mehr Bewegung, Bodenverschmutzung und Lärm, denen aber mit Hausschuhen und Stuhlbein-Kappen begegnet werden konnte.²⁷ Solche Vorschläge begünstigten die heute gewohnten und bereits in der Länggasse realisierten breiteren, im Grundriss annähernd quadratischen Schulzimmer mit beweglichen Doppelpulten und Einzelstühlen.



Abb. 13: Zürich-Wollishofen, Primarschulhaus (1948, Architekten: Kräher, Bosshardt & Forrer): Die illustrierte Besprechung dieses Zürcher Schulhauses in der «Schweizerischen Bauzeitung» könnte Karl Müller-Wipf zur konkreten Ausarbeitung des Entwurfs des Länggass-Schulhauses angeregt haben, nicht zuletzt weil er in den 1930er-Jahren beim Architekten Edwin Bosshardt in Winterthur angestellt war. Weitere vergleichbare Konzepte sind bis in die frühen Kriegsjahre zurückzuverfolgen. (Schweizerische Bauzeitung, 66. Jg (1948), Taf. 3).

Die bewusst unspektakuläre Architektur entspricht einer für die 1950er-Jahre schweizweit typischen Richtung. Einerseits nimmt sie Erregenschaften der Moderne, also des Neuen Bauens um 1930 auf, namentlich die grossflächige Verglasung und den neutralen Rahmen der Skelettbauweise, in deren Prinzip sich die Nutzung flexibel entfalten kann (Abb. 11). Andererseits setzte bereits in den späten 1930er-Jahren eine Kritik gegen die Starrheit und den Formalismus des Neuen

²⁷ Gonzenbach/Moser/Schohaus 1933 (wie Anm. 19), S. 8–18, 87–89.

Bauens ein, und in der Schweiz wurde insbesondere seit der architektonisch heterogenen Landesausstellung 1939 in Zürich wieder eine gefühlvollere Tendenz zu traditionellen Formen verfolgt.²⁸ So verarbeitete der Architekt auch herkömmliche Gesten, etwa die klimatisch praktischen, überstehenden Satteldächer und ihre offenen Gerüststrukturen, ebenso die im Sockel verstärkten, «verwurzelten» Pfeiler des Achsensystems oder das Uhrtürmchen (Abb. 12 und 13). Auch die Vorstellung, primär den Aussenraum als soziales Begegnungsfeld wirken zu lassen und die Baukörper als funktionierende Rahmen frei von stilistischen Ideologien zu gestalten, wurzelt in Bestrebungen, die der internationalen Moderne kritisch gegenüberstanden und im finnischen Architekten Alvar Aalto (1898–1976) einen einflussreichen Vertreter fanden.²⁹

Die bildende Kunst wurde der Architektur seit der Moderne unabhängiger beigesellt und nicht direkt aus ihr heraus entwickelt. So prangen Wandbilder in der Eingangshalle und im Treppenhaus, und eine Skulpturengruppe (Drei Mädchen vom Bildhauer Gustave Piguet) ist vor dem Singsaal angebracht. Die Lehrerschaft regte an, den Kredit für Kunstwerke zu verwenden, «die die kindliche Seele unmittelbar ansprechen, und die dem Kinde Verständnis für die Schönheiten wahrer Kunst zu wecken vermögen».³⁰ Das unterstreicht zusätzlich, dass die Länggasse in der Thuner Schulhausgeschichte einen Höhepunkt in der Berücksichtigung individueller kindlicher Bedürfnisse bildet.

EINE AKROPOLIS DES LERNENS: DAS PRIMARSCHULHAUS SCHÖNAU

Die Primarschulanlage «Schönau II» (1972–75) steht für eine Schulbaupraxis, die in den 1960er-Jahren gängig geworden ist. 1970 wurde das Bauprogramm genehmigt und die Projektierungsarbeiten direkt

²⁸ Bernhard Furrer, *Zwischen übernommener Moderne und neuer Tradition. Die Architektur der Kriegs- und Nachkriegszeit im Kanton Bern, 1939–1960*, Diss. ETH, MS 1996, 2 Bde., Bd. 1, Teil 1, S. 45–51, S. 53–57. Hier auch Literatur zum Schulhausbau der Nachkriegszeit (Bd. 1, Teil 2, S. 21–34 sowie zu Karl Müller-Wipf, s. Bd. 2, Teil 5, S. 40–42).

²⁹ Frampton, Kenneth, *Die Architektur der Moderne. Eine kritische Baugeschichte*, 8. Aufl. Stuttgart 2004, (engl. Erstausgabe: London 1980), S. 170–174.

³⁰ *Schreiben der Lehrerschaft an Gemeinderat und Vorsteher des Schulwesens vom 13. Mai 1953* (Stadtarchiv Thun).

an den Architekten Livio Colombi in Thun übertragen, der bereits 1951/55 in zwei Etappen die ersten Schulbauten der Schönau erstellt hatte. Das Konzept umfasst einen Klassentrakt, eine zweigeschossige Turnhalle und einen Trakt mit Sonderräumen und der Hauswartwohnung mit grosser Terrasse.

Der Anlage steht eine grosse Fläche mit Sport- und vielen Parkplätzen zur Verfügung. Die Disposition der Gebäude bildet einen eigenen angehebenen Bezirk (Abb. 14), gleich einer Zitadelle oder einer Akropolis, deren drei Einzeltrakte den erhöhten Pausenhof rahmen und deren mehrfache Zugänge aus allen Quartieren kurze Schulwege und einen effizienten Betrieb gewährleisten. Im Gegensatz zur Länggass-Schule, die fast unmerklich das Wohnquartier erweitert und Bestandteil des natürlichen Sozialverkehrs wird, beansprucht die Schönau-Anlage ihr eigenes reserviertes Terrain. Diese funktionale Abkapselung entsprang auch zeittypischen städtebaulichen Ideologien im Einfluss der



Abb. 14: Die Anlage der Primarschule Schönau II setzt sich aus einer unregelmässigen Ballung kubischer Bauelemente zusammen, die sich zitadellenartig und durch Treppen erreichbar nach aussen wenden und im erhöhten Zentrum einen Pausenhof umschliessen (Modellfoto im Begleitschreiben für die Gemeindeabstimmung vom 4. Juni 1972, Stadtarchiv Thun).

bereits 1933 verabschiedeten und von Le Corbusier geprägten Charta von Athen. Stimmungsvolle Lieblichkeit und individuelle Bedürfnisse der Kinder an ein «Daheim» scheinen wieder etwas verdrängt zu sein; die Architektur sucht weder sonderliche Freundlichkeit noch Farbigkeit oder handwerkliche Schönheit, sondern sie begreift das Sozialsystem der Kinder als Masse und will deren ideale Hülle bilden: primär ist es «eine Schule, die funktioniert».³¹

Die Bemühungen um bestmögliche Funktion und Zweckmässigkeit sind zeittypisch, und den Vorschlägen des Arbeitsausschusses des schweizerischen Schulbauzentrums für rationelle Einsparungen wurde auch in der Schönau entsprochen:³² Die frühe planerische Zusammenarbeit erlaubte Nutzungssynergien, so wurden im Hinblick auf Sportvereinsnutzungen eine Doppeltturnhalle und unterhalb der Bau-

³¹ Bericht zur Einweihung, in: Thuner Tagblatt, 2. September 1975.

³² Umfassende Schulbauplanung, in: Schweizerische Bauzeitung Jg. 87 (1969), S. 99/100.

ten eine grosse Zivilschutzanlage mit Sanitätshilfestelle für 170 Patienten eingerichtet. Die behindertengerechten Eingänge, Aufzüge und Toiletten entsprachen aktuellen Architekturprogrammen, wonach auch für Benachteiligte funktionelle Anpassungen zu schaffen waren.

Die etwas zurückgetretene sympathisierende Wirkung der Architektur schliesst keineswegs aus, dass auch hier durch die Formanwendung und die ausgewogenen Proportionen architektonische Qualität herrscht. Entscheidendes Kriterium war, wie an der Einweihung betont, «nicht das Gebäude, sondern die Atmosphäre, die darin herrscht».³³ Die traditionellen Schönheiten mussten sich unter dem ökonomischen und zeitlichen Druck wandeln und zu einem neuen Verständnis von Baukunst führen. Das Freizeitzentrum im Quartier mit Intimräumen, die auch ausserhalb der Schulzeiten genutzt werden, ist aber auch hier spürbar: Von den Klassenzimmern aus blickt man auf eine weite Wiese mit Laubbäumen, und im Gebäudegelände wird die geordnete Durchgrünung lebhaft fortgesetzt.

Das architektonische Gesamtkonzept lässt sich von Prinzipien ableiten, die bereits im Länggass-Schulhaus anklingen und besonders von Alvar Aalto und seinen Bauwerken der 1950-er Jahre ausgeprägt wurden.³⁴ Aalto strebte nach Aufteilungen der Gebäude in mehrere Elemente, die einen intimen umfriedeten Zwischenraum umschliessen, der durch den Menschen bewegt und für soziale Begegnungen genutzt werden sollte (Abb. 15). Vergleichbare, häufig in aussichtsreicher Lage errichtete Grossanlagen wurden auch in Schweizer Stadtperipherien errichtet, so etwa in St. Gallen die bekannte Wirtschaftshochschule HSG oder noch vorher in Zürich die Kantonsschule Freudenberg (1956–60 von Jacques Schader), eine mehrfach so benannte «Akropolis»-Anlage, die aus einem Hochplateau zwischen Rampen und Treppen herauswächst und dadurch ebenfalls einen eigenen Bezirk bildet.

Ein Charakteristikum der Schönau-Schule bilden aber auch die stufenartig versetzten, flach gedeckten Einheiten, die jeweils eine Klassenzimmerlänge umfassen und somit den Bau überschaubar gliedern (Abb. 16). Colombis Grundrisswahl ist dabei ableitbar von einer ein-

³³ Schulinspektor Ernst Schläppi *anlässlich der Einweihung am 30. August 1975, s. Thuner Tagblatt 2. September 1975.*

³⁴ Frampton 2004 (wie Anm. 29). Ausdruck findet dieses Prinzip besonders in A. Aaltos berühmtem Rathaus der finnischen Stadt Säynätsalo oder in seiner Hochschule von Jyväskylä.



*Abb. 15: Primarschule Schönau II: Der zentrale Pausenhof und seine von Bernhard Hefti (*1945) geschaffene Skulptur «Wasserberg», die mit ihrer freiplastischen Kleinform zum Rationalismus der grossen Kuben kontrastiert – eine vorwiegend von Le Corbusier geprägte und beliebte Art des Formendialogs. Foto 2009 (Matthias Walter).*

geschossigen Schule des bekannten Architekten Aldo van Eyck in Nagele (NL) von 1958, deren Rechteckrasterung das Bauwerk in einen bewussten Gegensatz zur Natur stellen sollte. Das System war sozial sorgfältig durchdacht, indem die üblichen engen Korridore zwischen Eingang und Klassenzimmer zu Zwischenräumen ausgeweitet wurden, «durch welches die äussere Welt körpernahe in die Schule eindringt (Glas allein genügt dazu noch lange nicht!)» (Abb. 17).³⁵

Abb. 16: Mit den abgestuften Kuben gelang dem Architekten Livio Colombi in der Schönau ein vernünftiger Kompromiss zwischen den damaligen polarisierenden Schulbauversuchen zwischen monotonen Kuben einerseits und abstrus karikierten, überbetont kindernahen «Schlumpfhaus»-Anlagen andererseits. Foto 2009 (Matthias Walter).



³⁵ Van Eyck, Aldo, *Drei Schulhäuser in Nagele, Nordost-Polder, Holland*, in: *Das Werk 45 (1958)*, S. 170–173.



Abb. 17: Nagele (NL), Schulhaus: Das System mit gestuften Baukörpern war modisch, seitdem es vom Architekten Aldo van Eyck im Schulhaus Nagele und im berühmten «Kinderhaus» in Amsterdam 1955–61 zur Anwendung gebracht worden war. Colombi baute auf dem Grundriss von Nagele auf und rechtfertigte ihn mit funktionalen Gründen, um Distanz zum bestehenden Schulhaus zu erhalten und den Schulhof nicht einzuengen (Das Werk 45 (1958), S. 173).

Solche Baukastensysteme sind typisch für den Strukturalismus der 1960er-Jahre. Der Gedanke an einen «Cluster» respektive an frei gruppierbare, teilweise vorgefertigte modulare Einheiten entsprach den rapiden und fabrikgerechten Arbeitstechniken der Hochkonjunkturzeit. Prinzipiell gehen sie auf eine allgemeine Hinwendung zu den grundsimplen Kuben urchinlicher arabischer Siedlungssysteme Nordafrikas zurück, die zu einem Ausgangspunkt für die Befriedigung unveränderlicher Grundbedürfnisse des Menschen gemacht wurden. Die Berufung auf solche Konstanten im Bestreben nach totaler Vereinfachung und pragmatischer Raumbauung war eine Reaktion auf den immer hastigeren Wandel der urbanen Gesellschaft und ihrer Forderungen.³⁶ Mit der höher getürmten, lebendigen und scheinbar zufälligen Silhouette, der skulpturalen Wirkung und der Zitadellen-Metapher huldigt die Schönau-Anlage aber auch den grossen Themen der Architekturgeschichte und greift damit eine Richtung der späten 1960er-Jahre auf, unter anderem im Einfluss des prominenten US-Architekten Louis Kahn (1901–1974).³⁷

³⁶ Als eine Referenz für archaische Urtypen des modularen Bauens der Frühkulturen stützte sich der Architekt Aldo van Eyck auf die westafrikanische Baukultur der Dogon. Er setzte somit das ethnologische Interesse am Strukturalismus, das in der Theorie bei Claude Lévi-Strauss (1908–2009) seinen Anfang nimmt, in Architektur um. Vgl. Joedicke, Jürgen, *Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Von 1950 bis zur Gegenwart*, 3. Aufl., Zürich und Stuttgart 1998, S. 141. Le Corbusier propagierte schon 1931 die Systeme der arabischen Architektur, die sein Schaffen mitprägten, s. Besset, Maurice, *New French Architecture – Neue französische Architektur*, Teufen 1967, S. 23, 27.

³⁷ Vogt, Adolf Max (Hrsg.), *Architektur 1940–1980*. Frankfurt 1980, S. 62–77.



Abb. 18: Eveux (Frankreich), Kloster Ste-Marie-de-la-Tourette (1957–60 von Le Corbusier): Die massive, entsprechend skulpturartig wirkende Betonschachtel-Architektur mit ihren Hell-Dunkel Kontrasten zwischen Fenstern und Betonstützen war ein Bauprinzip, das in den 1960er-Jahren besonders auf Le Corbusiers Grundlage gepflegt wurde und auch in der Schönau-Schule nachwirkt (aus: http://de.wikipedia.org/wiki/Sainte-Marie_de_la_Tourette).

Die Verwendung von unverschalem Beton hatte die 1960er Jahre geprägt (Abb. 18). Am Schönau-Schulhaus wird ein System angewandt, das dem zeitgleichen Bedürfnis nach Gestaltungsvariationen dieses Gussgesteins entsprang, nämlich die äussere Verkleidung durch Waschbetonplatten. Bei diesen werden gezielt Kiesel ins Bindemittel eingemischt, die dann nach der Ausschalung durch Abwaschen mittels Hochdruck-Wasserstrahl hervortreten (Abb. 15). Le Corbusier brachte diese Technik mit dem Nationalmuseum für westliche Kunst (1957–59) in Tokio wohl als einer der Ersten zum Ausdruck; sie wurde noch bis Ende der 1970er-Jahre häufig angewandt, allerdings nicht immer so konsequent und einheitlich wie in der Schönau.

Betrachten wir die vier Schulhausbauten nochmals schlaglichtartig, so erblicken wir in den Bauten eine durch den Generationenwechsel stets hin- und herpendelnde Dualität in den Tendenzen zu heimatlich-freundlicher und prozessorientierter Atmosphäre. Beide Konzeptansätze haben ihre Vorzüge, und unter beiden wurde in ihrer jeweiligen Zeit die hauptsächliche Zweckerfüllung verstanden, ohne dass die übrigen komplexen Bedürfnisse ausser Acht gelassen worden wären.